

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 95.

Berlin, Sonnabend den 9. August

1845.

Frankreich.

Ueber die Sklaverei in den Kolonien.*)

Nach einer Abhandlung des französischen Deputirten Carnot.

Allgemeine Betrachtungen.

Man kann die Sklaverei in ihrem Ursprunge als einen ersten Schritt zur Milderung der Sitten der Völkerschaften oder Stämme betrachten. Der Sieger hört auf, den Besiegten zu tödten; er läßt ihm das Leben unter der Bedingung, daß dieses Leben zu seinem Dienste angewendet werde. Der Sklave ist ein geschonter Kriegsgefangener.

Die Sklaverei stellt sich ferner dar als ein erster Vertrag zwischen Männern verschiedener Stämme, die bis dahin einander ausgerottet und ausgezehrt hatten.

Sie kann ferner als eine erste Organisation der Arbeit aufgefaßt werden, welche durch Zwang geschehen mußte, denn die Arbeit hat für alle wilde Völker etwas Widerstrebendes.

Die Sklaverei befreite endlich das weibliche Geschlecht von den schweren und groben Arbeiten, zu denen es im Zustande häuslicher Dienbarkeit, welcher allen übrigen voranging, verurtheilt gewesen war, und durch diesen Fortschritt wurde das Familienleben veredelt.

Diese Einrichtung, welche gegenwärtig diejenigen bürgerlichen Gesellschaften, von denen sie aufrecht erhalten wird, verdirbt und entehrt, war also in ihrem Anfange ein Sieg der Humanität über die Barbarei. In diesem Sinne könnte man fast dem Paradoxon eines Abgeordneten der Kolonien bestimmen: „Die Sklaverei ist ein Mittel zur gesellschaftlichen Vervollkommnung und befördert den Genuß der Wohlthaten der Civilisation.“

Die Sklaverei bei den Alten.

Aus dem Rechte, Kriegsgefangene zu tödten oder zum eigenen Nutzen zu verwenden, entsprang natürlich das Recht, sie zu verkaufen, und es sprechen auch die ältesten Bücher, das erste Buch Mose eben so gut als Homer, von dem Sklavenhandel wie von einem seit undenklichen Zeiten bestehenden Gebrauche. Eypern und Aegypten waren frühzeitig durch diesen Handel berühmt, die Bewohner der Insel Chios beschäftigten sehr viele Sklaven in ihren Bergwerken, da diese Arbeit für die härteste und erniedrigendste galt, und auch der Negerklavenhandel fand seinen ersten Vorwand in der Ausbeutung der Minen von Amerika.

In alter wie in neuer Zeit diente die Seeräuberei als Mittel, um eine hinlängliche Anzahl von Sklaven zu erhalten. Eine zweite Quelle der Sklaverei aber war in den alten Zeiten vornehmlich der Krieg, durch welchen nicht nur einzelne Personen, sondern selbst ganze Stämme und Völkerschaften zur Knechtschaft gebracht wurden. Dadurch wuchs die Zahl der Sklaven ins Unglaubliche, so daß sie z. B. zur Zeit des Demetrius Phalereus (309 Jahre vor Christi Geburt) in Attika allein 400,000 betrug, während die Zahl der Bürger sich nur auf 20,000 belief. In den durch die Sklaven-Aufstände verursachten Kriegen zur Zeit des Marius kamen mehr als eine Million dieser Unglücklichen um.

Krieg und Seeräuberei waren zwar die fruchtbarsten, aber nicht die einzigen Quellen der Sklaverei; im Orient führte das Hirtenleben zum Patriarchenthum, der Vater regierte als Herr über seine Kinder. Einzelne Familien erlangten ein Uebergewicht über andere, ihre Häupter wurden Stammhäupter, es bildete sich unter den Gehorchenden eine Hierarchie, es entstanden Kasten, deren unterste Stufen sich oft in einer noch schlimmeren Lage befanden, als die eigentlichen Sklaven selbst. So gilt z. B. die Kaste der Riabis auf der Küste von Malabar nach dem Berichte des Reisenden Buchanan für so unrein, daß selbst ein Sklave sich durch die Verührung eines Riabis für unreinigt hält.

Bei den heidnischen Völkern des Abendlandes unterlag das Kastenwesen der frischen Entwicklung des politischen Lebens bald; da aber das im Menschen lebende Göttliche verkannt blieb und der Mensch nur als Glied des Staates einen Werth hatte, so wurde Jeder, der die Rechte eines Bürgers nicht besaß, als ein Barbar, als ein Feind und mithin als befähigt zur Sklaverei angesehen. Auch der Bürger selbst konnte durch verschiedene Handlungen seiner Rechte verlustig werden und auf die Stufe des Sklaven hinabsinken.

*) Durch diese Mittheilung lösen wir das Versprechen, welches wir unseren Lesern bei Gelegenheit des W. Donoghischen Briefes (Nr. 72) gegeben haben.

Je nach diesem verschiedenen Ursprunge der Sklaverei aber war auch ihr Charakter verschieden, und wenn sie nicht Menschen eines fremden Stammes traf, trat sie gewöhnlich unter milderer Formen auf. Der Zustand der Sklaven im Allgemeinen war nicht überall derselbe. Während sie in Sparta und in Rom zur Kaiserzeit sehr hart behandelt wurden, erfuhren sie in Aegypten, bei den Juden und in Athen eine bei weitem sanftere Behandlung. Als das Christenthum, 200 Jahre nach seinem Entstehen, seine Herrschaft auszubreiten begann, gab es der antiken Sklaverei durch die Lehre vom Brüderverhältniß aller Menschen den Todesstoß, obgleich freilich eine so eingewurzelte Sache auf die bloße Verkündung eines Prinzipes nicht sogleich verschwinden konnte.

Die Erziehung des Menschengeschlechtes ist es, welche die Sklaverei zerstört hat; es regt sich in der Menschheit ein fortwährender Widerspruch gegen alle Einrichtungen welche ihre Rechte verletzen, selbst dann, wenn diese Einrichtungen unerschütterlich scheinen. Gott hat diese wunderbare Bewahrung gegen ihre eigene Ungerechtigkeit in das Herz der Menschen gelegt.

Jener Widerspruch bricht selbst im Alterthume durch. Seine Philosophie konnte freilich eine Gesellschaft ohne Sklaverei nicht begreifen, und selbst ganze Völker fügten sich trotz ihrem Muthe, trotz ihrer bisherigen Unabhängigkeit geduldig unter das Joch des Siegers, dessen Gott seinen Gott überwunden hatte. Es war jedoch im ganzen Alterthume der Glaube an ein goldenes Zeitalter, was weder Herren noch Sklaven kannte, lebendig. In diesem Glauben lag das unbewußte Streben nach einer besseren Zukunft; die Völker nahmen ihre Hoffnungen als Erinnerungen.

Es hat Jemand die Sklaverei einen Selbstmord der Menschheit genannt, und die Einrichtungen, gegen welche unser Herz sich auflehnt, sind in der That fruchtbare Quellen schrecklicher Umwälzungen in der bürgerlichen Gesellschaft. Sobald sich die Sklaverei von ihrem Ursprunge so weit entfernt hat, daß man sie nicht mehr mit einem früheren Zustande vergleichen kann, der noch schlimmer war als sie, dann besteht sie in der Gesellschaft nur noch auf Kosten der Moralität, des Glückes und der Ruhe dieser letzteren, denn sie verdirbt nicht nur den Dienenden, sondern auch den Herrschenden; die absolute Gewalt führt den Herrn jederzeit zu Wünschen und Gewohnheiten, welche sein Herz verhärten und ihn zugleich enterven. Es beweisen dies unter tausend und aber tausend Beispielen die Heloten-Jagden der Lacedämonier, die Gladiatorenkämpfe, die aus einer groben Eifersucht hervorgegangenen Verstimmlungen bei den Orientalen, die Gräßlichkeiten des Negerklavenhandels, die Verbreitung barbarischer und thierischer Wollust unter den Alten und bei den Orientalen, die Sittenverderbnis in den Kolonien, welche Sklaven halten.

Das sind die Folgen der Sklaverei in Beziehung auf die Moral der Völker; ihre Gefahren für den Staat sind nicht geringer. Durch den Krieg kamen unaufhörlich neue Sklavenheerden in das römische Italien. Sie ersetzten die freien Arbeiter, und die Klasse der kleinen Grundbesitzer verminderte sich so sehr, daß man zu Cicero's Zeiten nicht mehr 2000 Bürger zählte, die ein ererbtes Grundstück besaßen. Der Staat wurde genöthigt, sein Gebiet durch fremde Soldner zu vertheidigen zu lassen. Die reichen Römer gaben sich einem sinnlichen, zügellosen und trügen Leben hin und belasteten ihre Sklaven mit allen Arbeiten. Der Ackerbau ging zu Grunde, und das fruchtbare Italien mußte Getraide aus Aegypten holen. Den Sklaven wurden selbst die Wissenschaften, die Künste und sogar die Erziehung der freien Kinder überlassen. Die größte Ausdehnung der Sklaverei und Roms Verfall sind gleichzeitige Ereignisse.

Wir sehen die in ihren Unternehmungen so thätigen, so kühnen Spanier und Portugiesen einschlafen, sobald die Sklavenarbeit für ihre Bedürfnisse zu sorgen verspricht. Sie verlieren alle Energie, und die Schätze der neuen Welt laufen nur durch ihre Hände, um fleißigere Völker zu bereichern.

Wir sehen die Antillen mit den Armen ihrer Sklaven den Fortschritten der Landwirtschaft und des Fabrikwesens fremd bleiben, wenig einträgliche Arbeiten fortführen und unter dem beklagenswerthen Regimente hinschmachten, welches sie vernichten wird.

Die Sklaverei im Oriente.

Auch die Sklaverei des Orients entsprang aus dem Rechte des Siegers über den Besiegten und erhielt ihren hauptsächlichsten Zufluß durch Krieg und Seeräub.

Der Handel mit weißen Sklaven hatte seit undenklichen Zeiten seinen

*) Qui rem haberant. Cicero de officiis II. 21.

Sich in den Buchten des Mittelmeeres, in den Küstestädten Afrika's, Algier, Tunis, Tripolis, Oran. Bis in die jüngste Zeit herab erkaufte die europäischen Seemächte zweiten Ranges den Frieden von ihnen für einen schmächtlichen Tribut. Vergeblich hatten Frankreich, England, Spanien und die Vereinigten Staaten zu verschiedenen Zeiten seit dem 13. Jahrhundert bis auf unsere Tage diese stets wieder aus ihrer Asche entstehenden Räuberneße durch Kriegszüge und Belagerungen zu zerstören versucht. Im Jahre 1815 schätzte man die Anzahl der Christensklaven zu Algier ungefähr auf 1000 und die Gesamtzahl der weißen Sklaven bei den Muselmännern auf ungefähr 49,000.

Indes scheint die Sklaverei in den Ländern, in welchen der Islamismus herrscht, obgleich sie für den Ungläubigen eben so hart ist, als sie sich für den Gläubigen mildert, nicht auf der Lehre von einer Ungleichheit der menschlichen Natur zu beruhen, denn der Koran lehrt ebenfalls die gemeinsame Abstammung aller Menschen von Adam. Man möchte jedoch glauben, daß auch die bei den Muhammedanern allein bestehende häusliche Sklaverei allmählig ihrem Ende entgegen gehe. Durch Frankreich ist sie auf dem Gebiete von Algier gebrochen, durch neue Reformen wird in Aegypten und der Türkei eine Aenderung vorbereitet, und der Bey von Tunis hat, wie man sagt, auf Betrieb der englischen Antisklavereigesellschaft, erst jüngst den Menschenverkauf in seinem ganzen Reiche verboten und alle Sklavenkinder, die von jetzt ab geboren werden, als frei erklärt. Die englische Gesellschaft hat gegenwärtig ihr Augenmerk auf Marokko gerichtet und findet dort einen unerwarteten Bundesgenossen in der Familie, an den arabischen Frauen nämlich, welche es mit Schmerz sehen, daß die Männer das Band der Ehe verachten, um mit schwarzen Sklavinnen zu leben.

Die Sklaverei in den Kolonien.

Die schwarze Bevölkerung in Afrika.

Fast alle Reisenden, welche die afrikanischen Neger in ihrem Lande besucht haben, Mungo Park, Denham und Lander, Hornemann, Mollien und Caillé, gestehen ihnen einen ziemlich hohen Grad von Geistesfähigkeit zu und schildern sie als fleißig und gastfreundlich. Wenn nur die Hälfte von dem wahr ist, was sehr wohlunterrichtete Leute erzählen, so gleichen ihnen die Neger unserer Kolonien sehr wenig, und man kann die Knechtschaft nicht genug verwünschen, welche sie so sehr verändert.

Einige philanthropische Schriftsteller haben die Neger aus Eifer für die gute Sache zu einem patriarchalischen, Ackerbau und Viehzucht treibenden Volke gemacht, welches vor Allem den Frieden und die Freiheit liebte und durch seine Bekanntschaft mit den Europäern in sittlicher Hinsicht nur verlieren mußte. Diese Schilderung ist wenig wahrscheinlich, schon aus dem Grunde, weil man selbst gegenwärtig noch auf mehreren Punkten des afrikanischen Festlandes daran arbeitet, den schrecklichen Gebrauch der Menschenopfer abzuschaffen. Die Neger mögen wohl vor der Ankunft der Europäer ungefähr auf derselben Stufe gestanden haben, als alle noch durchaus ungebildeten Völker, und insofern wäre die Sklaverei, indem sie dieselben mit einer weiter fortgeschrittenen Gesellschaft in Berührung brachte, ein Anstoß zum Fortschritt für sie gewesen, und es läge eine gewisse Wahrheit in dem sonderbaren Aussprüche eines Kolonialrathes: „Die Knechtung der Neger durch die Weißen ist der erste Besuch Gottes bei dem afrikanischen Menschenstamme.“

Die Neger in den Kolonien.

Seit einiger Zeit bedient man sich sehr häufig des Kunstgriffes, den Zustand der Sklaven in den Kolonien mit glänzenden Farben zu schildern. Man bemüht sich zu beweisen, daß ihre Lage besser sey als die unserer europäischen Arbeiter, um das Mitgefühl, welches ihre Lage beklagt, abzulenken. Wir haben dieselbe Vergleichung zwischen russischen Leibeigenen und unseren Bauern machen und denselben Schluß daraus ziehen sehen, gleich als ob es für unsere Bauern besser wäre, wieder in den Zustand der Leibeigenschaft zurückzukehren und ihre müthigen Väter, die sich ihm entrungen haben, zu verwünschen.

Aber selbst dann, wenn es wahr wäre, wie die Verteidiger des Kolonial-Regimentes behaupten, daß die Neger, die ja in ihrem eigenen Vaterlande Sklaven seyen, sich über diese Verbesserung ihrer Sklaverei nur allzu glücklich fühlen und nach einem zweijährigen Aufenthalte in den Kolonien gar nicht in ihr Vaterland zurückzukehren wünschen; selbst dann, wenn sich die Sklaven wirklich so wohl befänden, als man uns glauben machen will; selbst dann, wenn dieser belobte Zustand eine Folge der christlichen Liebe des Herrn wäre und nicht eine Rücksicht auf seinen persönlichen Vortheil, welcher ihn nöthigt, mit einem Kapitale hauswätherisch umzugehen, das wegen der Abschaffung des Sklavenhandels nicht mehr erlegt werden kann; selbst dann, wenn alles dies bewiesen wäre, würde es den gehässigen Charakter dieser Einrichtung um gar nichts verändern. Es wäre gar nicht schwer, diesen Schilderungen der Phantasie das viel dunklere Gemälde der Wirklichkeit gegenüber zu stellen, aber es bedarf dessen nicht. Das Wort Sklaverei allein genügt, damit ein jeder gefühlvolle und aufrichtige Mensch begreife, was dies Wort in sich schließt. Wir wollen also unseren Lesern nicht die Beleidigung zufügen, die Frage aufzuwerfen: muß die Sklaverei abgeschafft werden? Wir ersinnen nur über eine Sache; darüber, daß in unserem Jahrhunderte, und mitten unter uns, Menschen wissen, daß auf einem Stück ihres eigenen Landes andere Menschen im Zustande der Sklaverei leben, daß sie diese Barbarei abschaffen können und dennoch zögern. Eine Ungerechtigkeit, die man bestehen läßt, ist eine Ungerechtigkeit, welche man täglich erneuert. Denjenigen, welche in ihrer Unschuld nach Mitteln sinnen, um die Sklaverei zu regeln und zu mildern, wollen wir mit einem Schriftsteller, welcher diese Fragen gründlich studirt hat (Victor Schölscher), antworten: „für die Sklaverei sind gute Gesetze unmöglich.“

Ursprung des Negerklavenhandels.

Ungefähr 50 Jahre vor der Entdeckung Amerika's umschiffte ein portugiesischer Seefahrer, Gonzales, das Cap Bojador. Auf der Küste Guinea's griff er die Eingebornen an, machte Gefangene und führte sie nach Europa, wo er sie als Sklaven verkaufte. Diese Wiedererweckung des Seeräuberwesens der alten Welt fand habfüchtige Nachahmer. Sie bauten das Fort Mina, das erste, welches auf dieser Küste errichtet wurde, um ihren verwerflichen Handel zu schüzen (1481).

Indes bot Europa mit seiner allein auf das Hauswesen beschränkten Sklaverei für die neue Waare einen zu engen Markt. Bald eröffnete sich ein viel ausgedehnterer Absatz in Amerika.

Als Columbus im Namen Ferdinands und Isabellens von der Insel Haiti Besitz ergriffen hatte, beehrte er sich, mehrere Schiffsladungen Indianer nach Spanien zu senden: „um meinen Herrschern“, schrieb er, „einen unmittelbaren Gewinn zu verschaffen und sie für die Kosten zu entschädigen, welche dem königlichen Schatze durch die neu gegründete Kolonie erwachsen, schicke ich diese Indianer, welche in Sevilla verkauft werden können.“

Die Grausamkeit der Eroberer verheerte das schöne Land gar bald. „Bei meiner Ankunft zu St. Domingo“, sagt Las Casas in seiner berühmten Rede vor dem Kaiser Karl V., „enthielt diese Insel eine Million Einwohner; gegenwärtig (20 Jahre nachher) ist kaum der hundertste Theil davon vorhanden.“ „Es ist nichts mehr von ihnen auf Erden als die Erinnerung an ihre Leiden“, hat Herr von Humboldt ausgerufen.

Um Amerika wieder zu bevölkern, kam man auf den Gedanken, einen anderen Erdtheil zu entvölkern.

Der milde Bischof von Chiappa, welcher mit frommer Strenge den Tyrannen der Amerikaner die Absolution verweigerte, suchte, wie man erzählt (aber die Thatsache ist unsicher), die Erlaubniß nach, Neger von Guinea einzuführen, um das Schicksal der Eingebornen zu erleichtern, und trug auf diese Weise dazu bei, die Barbarei von dem Haupte der Einen abzuwenden, um sie auf das der Anderen fallen zu lassen. Die öffentliche Meinung aber, welche fast immer das Richtige herausfühlt, hat sich nicht irre machen lassen, und niemals Bedenken getragen, Barthelemy de Las Casas in die erste Reihe der Apostel der Menschheit zu stellen. Er hat wahrscheinlich nur eine weitere Ausdehnung eines bereits bestehenden Gebrauches verlangt, denn Herrera selbst, welcher jene Geschichte zuerst erzählt, belehrt uns, daß schon im Jahre 1511, also sechs Jahre früher, als Las Casas seinen Vorschlag gemacht hätte, ein königlicher Brief die Einfuhr der Neger genehmigt habe: „in Erwägung, daß ein Neger mehr arbeite, als vier Indianer.“

In den Bergwerken besonders war die indianische Bevölkerung zu Grunde gegangen, und um sie für diese Arbeiten zu ersetzen, wurden die Afrikaner eingeführt. „Als man aber bemerkte“, sagt Clarkson, „daß man aus der neuen Welt auch andere Reichthümer als Gold und Silber ziehen könne, so verwandte man die Neger ebenfalls zum Anbau der Kolonialprodukte.“

Die Negerzufuhr, welche bis dahin nur als eine Art von Seeraub betrieben worden war, ward nun ein regelmäßiger, von den verschiedenen Regierungen aufgemunterter und geordneter Handel. Es wurden königliche Privilegien verliehen, Patente ausgetheilt, Prämien und außerordentliche Befreiung von Abgaben bewilligt, es wurden Compagnieen eingerichtet, und der Handel nahm bald einen solchen Aufschwung, daß nach der Kolonie St. Domingo allein von 1680 bis 1776, also in weniger als einem Jahrhunderte, 800,000 Neger eingeführt worden seyn sollen. Ein anderer Schriftsteller, welcher im Jahre 1789 schrieb, als man gerade ernstlich an die Unterdrückung dieses abscheulichen Handels zu denken begann, schätzt die Durchschnittsumme der jährlich aus Guinea nach den Kolonien geführten Neger auf 36,000, und indem er diese Zahl mit der Anzahl der seit dem Beginn des Handels verstorbenen Jahre multipliziert, kommt er auf eine Gesamtsumme von mehr als 10 Millionen. Er rechnet weiter: „Jeder von der afrikanischen Küste entführte Neger kostet in den Gefechten, welche die wilden Völkerschaften einander liefern, wenigstens 5 Menschen das Leben; fügen wir nun noch diejenigen hinzu, welche auf der Ueberfahrt und während der ersten Jahre ihres Aufenthaltes in Amerika sterben, so ersehen wir, daß Afrika durch die Habsucht Europas wenigstens 60 Millionen Einwohner verloren hat.“

In diesen Ziffern ist ohne Zweifel Vieles übertrieben, aber nicht so viel, als man wohl glauben möchte. Manche Rechnungen geben die Summe selbst noch viel höher an. Burton schätzt die Anzahl der Bewohner, welche Afrika jährlich durch den Sklavenhandel verliert, auf 500,000.

In demselben Maße, als der Ankauf und die Ausfuhr der Schwarzen sich regelte und zunahm, begannen auch die Quellen dieses Handels reichlicher zu fließen. Man richtete förmliche Negerjagden ein, man verbrannte die Dörfer, um die Flüchtenden zu fangen. Die Habsucht zerriß selbst die Bande der Familie, der Starke verkaufte den Schwachen, der Vater seine Kinder für bunten Nitter oder berauschende Getränke. War ein Stamm überfallen und Gefangene eingebracht worden, so wurden die Alten als unnütze Waare niedergebauen, die jungen Leute beider Geschlechter gefesselt an die Küste geführt. Konnte sie hier der Händler nicht unterbringen, so tödtete er sie häufig, um sich die Mühe zu ersparen, sie ins Innere des Landes zurückzuschaffen. Bei der Ueberfahrt lagen die Sklaven auf dem Zwischendeck, um so wenig Raum als möglich einzunehmen, und machten so je zwei und zwei an den Füßen und Händen zusammengekettert eine Ueberfahrt von sechs Wochen bis zwei Monaten. Dies ist ungefähr das Bild, das der Negerklavenhandel zu allen Zeiten dargeboten hat.

In England hatte die öffentliche Meinung einen Edelmann John Hawkins, einen Sklavenhändler, beschuldigt, daß er sich auf der Küste von Guinea

schreckliche Grausamkeiten erlaubt habe. Die Königin Elisabeth gab ihm einen harten Verweis und verbot ihm, den Handel fortzuführen, einige Jahre später aber erhob sie ihn zu den höchsten Stellen in der Marine, erlaubte, was sie früher verboten hatte, und ertheilte selbst ausschließliche Privilegien an eine afrikanische Compagnie, welche zusammengetreten war, um den Menschenhandel im Großen zu treiben (1562).

Durch den Frieden von Utrecht sicherte das Londoner Kabinett den englischen Kaufleuten das ausschließliche Recht, die spanischen Kolonien mit Negern zu versorgen, welches sie sehr lange Zeit mit großem Gewinn ausgebeutet haben. Damals stand die englische Aristokratie an der Spitze der Gesellschaften, die sich diesem Handel hingaben. Ihre Privilegien wurden im Namen der Handelsfreiheit bestritten, und eine Parliamentsakte erlaubte in Anerkennung dieser Klagen allen englischen Unterthanen, den Sklavenhandel zu treiben.

Einführung der Sklaverei in den französischen Kolonien.

In Frankreich kam der Sklavenhandel spät in Gebrauch. Ludwig XIII. sagt Montesquieu, zögerte lange, das Gesetz zu unterschreiben, welches die Neger seiner Kolonien zu Sklaven machte, bis man ihm vorstellte, daß es auf diese Weise doch viel leichter wäre, die Afrikaner zum Christenthum zu bekehren. Die Verordnung Ludwig's XIII., welche die Sklaverei festsetzte, bestimmte jedoch zu gleicher Zeit, daß alle zum christlichen Glauben bekehrten Wilden als naturalisirte Franzosen angesehen werden und aller Rechte und Ehren französischer Bürger fähig seyn sollten. Daraus geht hervor, daß das Vorurtheil der Farbe, welches Gregoire sehr gut den „Adel der Haut“ nennt, noch nicht anerkannt war.

Es ist dies eben so wenig der Fall im Code noir. Diese koloniale Charta, welche Ludwig XIV. im Jahre 1685 erließ, in demselben Jahre, wo er die Protestanten seines Königreiches der bürgerlichen und politischen Rechte beraubte, verleiht dieselben Rechte den freien Farbigen und hält den Grundsatz fest, daß die Freilassung dem Geburtsrechte gleich gilt. Der Code noir war aber, wie fast alle neuen Gesetzgebungen, ein Fortschritt gegen den früheren Zustand und kam mithin fast nur in den für den Sklaven lästigen Bestimmungen zur Ausführung, während die anderen, welche die Macht der Herren beschränkten und von ihren Pflichten handelten, unbeachtet blieben. Eben so ging es mit allen späteren gesetzlichen Maßregeln, welche eine Erleichterung des Looses der Sklaven bezweckten.

Es ist leicht begreiflich, daß unter solchen Verhältnissen das Vorurtheil der Race um sich greifen und feste Wurzel fassen konnte, durch welches die Farbigen von jedem wichtigeren öffentlichen Amte, ja sogar von der Verheirathung mit Weißen ausgeschlossen wurden; man verbot ihnen selbst, nach Frankreich zu kommen, um ihre Erziehung dort zu vollenden. Eine ministerielle Verfügung vom Januar 1767 sagt ausdrücklich: „Im Interesse der guten Ordnung darf der an die schwarze Race geknüpfte Zustand der Erniedrigung nicht verringert werden, in welchem Grade er auch vorhanden sey . . . Seine Majestät ist gewillt, das Vorurtheil aufrecht zu erhalten, welches die farbigen Leute und ihre Nachkommen von allen an die Weißen geknüpften Vortheilen für immer entfernt halten soll.“ Das Alles geschah am Ende des 18ten Jahrhunderts, am Vorabend der Revolution. Was aber noch mehr überraschen muß, ist ein Beschluß der Konvention vom 13. Messidor des Jahres X. und eine Verordnung des Staatsrathes vom 19. Oktober 1814, welche beide das Verbot der gemischten Ehen erneuern, um, wie sie sagen, die Vermischung des Blutes zu verhindern und Frankreich vor dergleichen Veränderungen zu bewahren, als durch die Verheirathung mit den Mauren nach Spanien gekommen sind.

Der Code noir mit den späteren, oft zum großen Theile gerade nicht im Geiste des Fortschritts erlassenen Zusätzen und Verbesserungen bildet noch heute die Grundlage der französischen Kolonial-Gesetzgebung.

(Fortsetzung folgt.)

Asiatische Türkei.

Die Ruinen von Ninive.

(Schluß.)

Die lange Folge von Tischen und die ungeheure Anzahl festlich geschmückter Gänge erinnern an das Mahl am Hofe des Königs Ahasver, von dem es im Buche Esäer heißt, daß es hundertundachtzig Tage gedauert habe. Nur die Königin Basti fehlt, die das Fest in Susa verherrlichte. Merkwürdiger Weise sieht man nicht eine einzige Frauengestalt, außer unter den Gefangenen, die von den Soldaten herbeigeschleppt werden. Die Assyrier, kann man also schließen, verbargen ihre Frauen, wie die heutigen Orientalen, und wenn sie die ihrer Feinde zeigten, so geschah dies nur, um denselben eine Demüthigung mehr zu bereiten.

Wir geben weiter. Den Freuden der Tafel folgen die Freuden der Jagd, denn die Könige Ninive's, welche die Welt erobern wollten, brauchten Unterthanen, die wie die Gewohnheiten des Krieges verlernen durften. Die Wände eines ganzen Saales sind mit Jagdscenen bedeckt. Man sieht den König in einem Cypressenwalde auf und ab fahren; er trägt eine Friedensblume in der Hand, Herolde gehen vor ihm her, und um ihn fallen Thiere aller Arten unter den Pfeilen der Hölflinge. Die verschiedenen Gattungen von Wildbrät sind mit solcher Sorgfalt dargestellt, daß man deutlich Rebhühner, Falken, Fasanen und Hasen erkennt. Neben den Jägern üben sich Andere im Schießen nach der Scheibe, in deren Mitte ein Löwe gemalt ist. Alle hierher gehörigen Figuren sind mit großer Kunst ausgeführt und scheinen von einem Bildhauer herzuführen, dessen Meißel man in den interessantesten Stücken anderer Scenen wiedererkennt.

Was den assyrischen Basreliefs auf den ersten Blick eine Familienähnlichkeit mit den ersten griechischen, den indischen und ägyptischen giebt, ist in Bezug auf den Stoff die Rehnlichkeit der Symbole, in Hinsicht der Ausführung die große Einfachheit der Stellungen, der Mangel der Perspektive, eine oft übertriebene Reinheit in den Umrissen und eine reiche, aber bis ins Kleinliche genaue Ausstattung der Details. Indessen näher betrachtet erscheint die assyrische Kunst frei von der Neigung zum Mißgefallenen und Ungeheuren, die der indischen anhängt, und bei weitem naturgetreuer als die ägyptische. Ja, man könnte wagen, die Basreliefs von Ninive nicht allein mit denen der ersten griechischen Kunst-Periode, sondern sogar mit denen des Parthenon zu vergleichen.

Es war oben davon die Rede, daß die Wände der Säle, wie die äußeren Facaden, über den Skulpturen einen Fries von emailirten Ziegeln gehabt hätten. Auf den meisten Stücken, die von diesem Fries aufgefunden wurden, war das Email in Folge einer Feuerbrunst verwittert, auf einigen aber hatte es sich erhalten. Es zeigte sich, daß die Niniviten bei Bereitung desselben folgendermaßen verfahren waren. Sie legten alle Ziegeln, die zu einem Frieze gehörten, auf einer horizontalen Ebene hart neben einander, zeichneten und malten darauf und behandelten sie dann mit Feuer, um eine Verglasung auf ihrer Oberfläche zu bewirken, durch welche die Farben dauerhaft und lebendig wurden. Was die Gegenstände betrifft, die auf den Friesen dargestellt waren, so scheinen es in den Sälen Blumen und Knospen von Lotusbäumen gewesen zu seyn, die sich in langen Quirlen über die Wände hinzogen. Auf den äußeren Facaden dagegen enthielten die Frieze, nach vielen aufgefundenen Bruchstücken zu schließen, dieselben symbolischen Figuren und Triumphscenen, wie die Skulpturen. Die Kunst, auf Ziegeln zu malen und zu glasiren, verbreitete sich von Ninive aus sicher nach Babylon, und somit wäre bewiesen, daß Herodot nicht übertriebe, wie man wohl geglaubt hat, wenn er behauptet, in dem Palaste der Semiramis gemalte Jagden gefunden zu haben.

Reisende bewundern noch heute die Pracht der Kuppeln und Minarets in Bagdad und besonders in Persien. Diese Minarets sind ganz mit denselben emailirten Mosaik bedeckt, als in den Ruinen von Ninive aufgefunden wurden. Die Kunst, dergleichen zu verfertigen, ist von den Assyriern auf die Völker übergegangen, die nach ihnen die Ufer des Euphrat und Tigris bewohnten. Nachdem die Araber Mittel-Asien erobert hatten, wandten sie die Mosaik in ganz Iran, selbst in Afghanistan an und schmückten damit die Moscheen von Ghisneh und Ispahan, die an die Stelle der Paläste von Ekbatana und Persepolis getreten sind.

Das Auge hätte sich schwer mit dem Gegensatze befreundet, in welchem die bunten Frieze zu den darunter befindlichen Skulpturen standen, wenn dieselben keine andere Farbe zeigten, als das Grau des Steines, aus dem sie gearbeitet waren. Die assyrischen Künstler fühlten die Disharmonie einer solchen Zusammenstellung und gaben darum den Basreliefs einen ähnlichen Farbenton, als die emailirten Ziegel hatten. Spuren dieser Färbung zeigen sich an denselben Skulpturen, die vom Feuer nicht allzusehr gelitten haben. Die Buntheit galt lange Zeit für eine Eigenthümlichkeit der ägyptischen Bildwerke, und berühmte Reisende haben über dieselbe viel und genau berichtet. Die Farben, die sich in Chorsabad wiederfanden, scheinen ebenso gewählt und bereitet zu seyn, als jene, und beschränkten sich, genauen Untersuchungen zufolge, auf Blau, Grün, Roth, Gelb und Schwarz. Bis vor einigen Jahren war man der Meinung, daß die Griechen bei ihren Bau- und Bildwerken sich nie der Farben bedient hätten. Erst Quincy, Rosette, Sittorf und andere neuere Alterthumsforscher und Künstler haben gezeigt, daß die Färbung eines der Hauptmittel zur Verschönerung der griechischen Gebäude gewesen ist. Sie fanden merkwürdiger Weise, daß die eben genannten assyrischen Farben, wie in den ägyptischen Tempeln, so auch in den griechischen, allein in Anwendung kamen. An den Wandmalern der Griechen befreundet die Polychromie am meisten. Die Künstler in Ninive bedienten sich ihrer einmal, wie gesagt, um den schlechten Eindruck zu mildern, den die grauen Skulpturen unter den bunten Friesen gemacht haben würden, dann aber, weil das Material ihrer Basreliefs durch die Beimischung vieler krystallisirter Theilchen ein unreines und ungleichartiges Ansehen bekam. Die Griechen dagegen, die in parischem Marmor arbeiteten, hatten an ihren Statuen keine Härte und Unvollkommenheit hinter einer Schicht von Blau oder Roth zu verbergen. Man kann daher annehmen, daß sie die Sitte, Skulpturen zu färben, dem orientalischen Geschmacke mit so vielen anderen Elementen ihrer Bau- und Bildhauerkunst entlehnt haben.

Man findet auf den Reliefs der Ruinen von Ninive hauptsächlich die Waffen der Krieger und die Geschirre der Pferde gefärbt. Hieraus läßt sich indeß nicht schließen, daß es nicht auch andere Theile der Skulpturen oder die ganzen Platten gewesen sind. Vielmehr ist es wahrscheinlich, daß die konservirten Farben metallischen Ursprungs sind, während die verloren gegangenen von Pflanzen herrührten und darum der Einwirkung des Feuers und der Feuchtigkeit weniger widerstehen konnten. Uebrigens zeigen sich auch auf mancher Tunika und Kopfbedeckung zwei Nuancen von Roth, die sich, die eine dem Purpur, die andere der Rennige nähern. Auf denselben Theilen der Wände, die am wenigsten vom Feuer gelitten haben, sind die Gesichter und alle anderen unbekleideten Körpertheile mit einer leichten Ockerfärbung versehen. Sehr eigenthümlich aber ist die Sorgfalt, mit der an jenen Gesichtern die Augäpfel und Wimpern schwarz gefärbt sind. Dies zeugt für das Alter der noch jetzt bei den orientalischen Stämmen herrschenden Sitte, die Augenränder zu schwärzen, und erinnert an das, was Herodot von den Medern erzählt, daß sie nämlich, um den Assyriern in ihrem häuslichen Leben nachzuahmen, sich in lange Röcke kleideten und Bart, Haare und Augen färbten. Unter den Fragmenten, die für das neue assyrische Museum in Paris bestimmt sind, befinden sich einige sehr schön gefärbte Stücke.

Wir erwähnten oben, daß die Skulpturen an den Wänden der Säle durch einen Streifen von Inschriften in zwei Reihen getheilt sind. Diese Inschriften sind in einzelne Rahmen gefaßt, die immer die Breite der Platten haben, unter denen sie sich befinden. In einem und demselben Saale bestehen sie stets aus einer gleichen Anzahl von Linien, in dem einen aus dreizehn, in einem anderen aus siebzehn oder zwanzig. In denjenigen Zimmern, wo die Figuren von großem Maßstabe sind, hat man die Inschriften in den Grund der Skulpturen eingegraben. Sie reichen daselbst bis an den Saum der Gewänder und sind von unbestimmter Zeilenzahl. Die Buchstaben gehören der Keilschrift an.

Merkwürdig ist es, daß sich auf den äußeren Facaden keine Inschrift findet. Dies läßt sich vielleicht aus dem Grundsatz der phalocäischen Fürsten und Priester erklären, sich vor den Augen des Volkes mit einem undurchdringlichen Geheimniß zu umgeben. Man meinte, die Religion zu entweihen, wenn man ihre Dogmen, und die Könige, wenn man ihre Geschichte der Menge preisgab, die wohl in die Höfe des Palastes, aber nicht in den heiligen Aufenthalt des Herrschers kommen durfte. Man findet überdies auf der Rückseite der Platten, aus denen die Wände der Säle zusammengesetzt sind, ebenfalls Inschriften, die augenscheinlich von Niemanden gesehen werden sollten. Denn sie sind durchaus ohne Sorgfalt eingegraben und gehören keinesweges einem früheren Baus an, was am deutlichsten daraus erhellt, daß sie auch auf den aus einem Stein gearbeiteten Eckstücken der Säle vorkommen und ihre Linien sich daselbst von einer Seite auf die andere fortsetzen. Man muß sie vielleicht mit den Götzen zusammenstellen, die hier und da in den Boden eingegraben oder in die Wände eingemauert sind und Talismane gewesen zu seyn scheinen.

Herr Botta, der mit großem Fleiße alle Inschriften, die in Eborabad gefunden wurden, kopirt hat, machte die Bemerkung, daß alle hinter den Platten befindlichen dieselben Anfänge haben. Es scheinen dies stehende Formeln zu seyn, wie sie bei allen Völkern in religiösen und profanen Inschriften vorkommen.

Die symbolischen Figuren auf den Mauern des Palastes erklärte ich oben für Götterbilder, weil sie kleinen Figürchen ähnlich sahen, die ich im Boden vergraben gefunden und deutlich für Götzen erkannt hatte. Zu den letzteren gelangte ich durch folgenden Zufall. Ich ließ, um mich über die Art der Pflasterung in den Höfen zu belehren, zwei Reihen von Steinen aus dem Boden nehmen, als sich plötzlich ein breites, viereckiges Loch zeigte, das mit Ziegeln ausgekleidet war und im Grunde einen Hügel dichten Sandes enthielt. Als der Arbeiter den Sand entfernen wollte, sah er ein Stück gebrannten Thones, das ich alsbald für den Theil einer kleinen Figur erkannte. Wir fanden auch die fehlenden Stücke, und es zeigte sich, daß der kleine Götze in der feuchten Umgebung zerfallen sey. Da die Grube, in der er sich befand, nichts Außergewöhnliches hatte, so war zu vermuten, daß solche Figuren sich noch an anderen Stellen unter dem Pflaster finden würden. Das Loch befand sich an der Seite einer Eingangstür, und es war möglich, daß an der entsprechenden Stelle der anderen Seite ein zweites vorhanden seyn würde. Ich hatte mich nicht getäuscht und fand diesmal die Figur völlig erhalten und, wie die kleinen ägyptischen Bildsäulen derselben Art, mit einem blauen Email überzogen. Darauf entdeckte ich unter allen Schwellen dergleichen Statuen und schloß daraus, daß sie daselbst als Wächter und Schutzgötter des königlichen Palastes vergraben worden waren.

Was endlich die Zeit betrifft, in welcher der ausgegrabene Palast entstanden seyn mag, so bemerken wir Folgendes. Die Geschichte Ninive's zerfällt in zwei Perioden, deren eine von Ninus bis Sardanapal, die andere von Tiglathpileser bis Nebukadnezar I. reicht. Aus der ersten sind nur Mythen und dunkle Nachrichten auf uns gekommen, und wir müssen, wollen wir die Skulpturen mit historischen Nachrichten vergleichen, uns an die zweite Periode wenden, für welche die Bibel, Herodot und Diodor die Hauptquellen sind. Unter den Königen dieser Zeit sind mit der meisten Wahrscheinlichkeit die beiden letzten, Asserbaddon und Nebukadnezar, als Erbauer des Palastes zu nennen. Von den dargestellten Scenen passen sehr viele auf die in der Bibel berichteten Thaten des grausamen und tapferen Sanherib, des Vorgängers von Asserbaddon. Er konnte indeß nicht selbst die Skulpturen haben anfertigen lassen, da er während der ganzen Zeit seiner Regierung im Felde war und kurz nach seiner Rückkehr von seinen Söhnen ermordet wurde. Der Eine derselben, der ihm folgte, mag, um die Manen seines Vaters zu versöhnen, dessen Thaten mit seinen eigenen durch jenes Monument verewigt haben. Ein Stück des Gebäudes, das offenbar späteren Ursprungs ist und nicht zu der ersten Anlage paßt, könnte dann dem Nachfolger Asserbaddon's, Nebukadnezar I., zugeschrieben werden.

Eugen Hlandin.

Holland.

Bilder aus dem holländischen Volksleben.

2. Ein Sonntagsgang in den Straßen von Amsterdam.

Es war nach elf Uhr des Morgens. Ich kehrte eben vom Hofen durch die Kalverstraat zurück. Von den Kirchen fuhren die reichen Kaufleute in ihren Schlittenkutschen heim, welche, bald rechts, bald links über die feuchten Steine des Straßendamms hingleitend, den Fußgänger auf den schmalen Trottoiren erschreckten, auf denen er sich ohnedies schon ängstlich wie auf gebohntem Boden vorwärts schob. Daneben rasselten hochgethürmte Diligencen

und Omnibus von den Eisenbahnen vorüber und vermehrten die Gefahr. Die aus den Kirchen wogende Menge aber schritt im Festfuß bedächtig einher. Ein Zug von Jünglingen und Jungfrauen, Knaben und Mädchen, wohl an Hunderte, kamen die Straße entlang. Die Kleidung des männlichen Theiles war auf einer Hälfte roth, auf der anderen schwarz, die der Mädchen halb roth, halb weiß, unter der Haube fehlte der breite vergoldete Stirnbügel nicht. Es waren dies die Waisen der Stammbürger; die reformirten Diakonats-Waisen tragen eine weit weniger auffallende Kleidung. Zu jenen halb schwarz, halb rothen hatte einst auch van Speyk gehört, der von den Holländern hoch gefeierter Held, welcher sich am 5. Februar 1831 als Befehlshaber eines Kanonier-Bootes vor Antwerpen mit seinem Schiffe in die Luft sprengte, um den Belgiern nicht in die Hände zu fallen. Am Eingange des Waisenhauses ist ihm ein Denkmal errichtet. König Ludwig, durch das Geschmacklose der Tracht beleidigt, hatte den Kindern eine einfache schwarze Kleidung gegeben, aber sogleich nach dem Sturze der Fremdherrschaft suchten die Holländer die alte Sitte wieder hervor. Die Reaction ging damals überhaupt sehr eifrig und selbst mit lächerlicher Eifertigkeit zu Wege. So hatte z. B. die französische Verwaltung im Haag die Benennung der bedeutendsten Plätze und Straßen geändert und die neuen Namen auf Tafeln an den Ecken angeschlagen. Kaum waren die Franzosen zum Thore hinaus, als die Tafeln herabgerissen und die alten Namen wieder in Gebrauch gesetzt wurden. Man ließ sich nicht einmal Zeit, zuvor neue Tafeln mit den wiederhergestellten Namen anzufertigen, um die aufgebrängten französischen zu ersetzen; und was die Eifertigkeit angeht, ist nur durch die Trägheit bestätigt worden, denn noch jetzt sieht man im Haag nicht eine einzige Straße an den Ecken bezeichnet, was in einer Stadt von mehr als 60,000 Einwohnern für den Fremden um so unbequemer ist, als die meisten Straßen in ihren durch Querstraßen entstandenen Abzweigungen ganz verschiedene Namen führen.

Zwischen der wallenden Menschenmenge hin schlüpfen an den Häusern einige Aansprekers (Ansprecher), gewandte Männergestalten, die in befreundeten oder Nachbarhäusern die Todesfälle verkünden. Die Jahrhunderte änderen wenig an ihnen. Ihre Tracht gleicht ziemlich der der Pfarrherren; dreifantige Hüte, fast stets altmodisch zugeschnittene Fracks, kurze schwarze Beinkleider, schwarze Strümpfe, weiße Kragen und lange seidene Wimpel über den Rücken hinab. — Ueber Krankheitsfälle in der Familie eines satsoenlijken (spr. satfunleiken) Mannes (eines Gentleman's) wird nicht durch Boten oder mündliche Auskunft berichtet, sondern durch ein geschriebenes an der Hausthür zu beliebiger Kenntnißnahme der Vorübergehenden aufgehängtes tägliches Bulletin.

Die weltliche Lust ist Sonntags fast ganz verbannt, selbst die Theater sind geschlossen, aber um doch einen Ersatz zu geben, ertönt am Morgen eine ganze Stunde lang das Glockenspiel vom höchsten Kirchturme. Doch würde man sehr irren, wollte man Eborade oder andere heilige Musik erwarten, im Gegentheil bestrebt sich der Künstler, welcher die Aufgabe hat, an diesem Tage die Klaviatur des Glockenspiels zu schlagen, mit großer Gewandtheit und Fingerfertigkeit die neuesten und beliebtesten Opernstücke in rollenden Passagen abzuhaspeln, und die rauschendsten Sätze aus Robert dem Teufel, Trinklieder und Balletstücke sausen zu großer Erbauung der Zuhörer über das Kirchdach dahin.

Met permissie, Mijnheer! ruft ein zwölfjähriges Bürschchen einen Vorübergehenden an. Mit den Worten hot doet mij plaisier, hält der Angeredete still und reicht ihm die brennende Zigarre, um die feine daran anzuzünden. Weder Aeltern noch Aerzte finden etwas Auffallendes darin, daß die Schulbuben rauchen, vielmehr scheint es ihnen ganz in der Ordnung gegen den Dunst der Grachten und des kalten Nebels. Das Rauchen gehört hier überhaupt fast so nothwendig zum Leben als die Luft und ist überall gestattet. Hab' ich doch selbst in der Hauptkirche zu Delft den Altar, an welchem so eben das heilige Abendmahl ausgeheilt worden war, von zwei Männern abräumen sehen, die ihre Thonpfeife dazu schmauchten. Der Thonpfeife begegnet man überall; in dem Kaffeehause steht sie für den eintretenden Gast zum beliebigen unentgeltlichen Gebrauch bereit; nach dem Gebrauch wird sie in einem eigenen Ofen ausgeglüht und ist wieder so weiß und neu als zuvor. Erst allmählig fängt sie an, der Zigarre ein wenig zu weichen.

Mannigfaltiges.

— Spanische Gewerksleute. Ein Engländer — schreibt der Verfasser von Spain Revisited — trug einem spanischen Handwerker (der in Frankreich gereist hatte und gut Französisch sprach) eine Arbeit auf, welche dieser zu einer bestimmten Frist zu liefern versprach. Der Engländer ließ noch einige Tage verstreichen und begab sich dann nach dem Laden des Spaniers, wo er natürlicherweise fand, daß die Arbeit noch nicht begonnen sey, und daß man weiter nicht daran gedacht habe. Der Spanier gab seinen Unwillen mit einiger Lebhaftigkeit zu erkennen, worauf der Engländer, den Ellbogen auf den Ladentisch gestützt, ihm mit ruhigem Lächeln erwiderte: „Monsieur apparemment est un de ceux qui s'attendent à tout avoir absolument au moment où cela leur convient; Monsieur est très-mal habitué — très-mal habitué“; womit er ihn ohne weitere Entschuldigung aus dem Laden gehen ließ. Er schien sich sogar an dem Aerger seines getäuschten Kunden zu weiden, der in den naiven Irrthum verfallen war, daß man in Spanien irgend etwas zu einer bestimmten Zeit erlangen könne.